

Wie soll man heute erziehen?

Ulla Schaible

Ein Gang über die Buchmesse in Frankfurt. Da heißt es bei dem einen Verlag: „Die Erziehungskatastrophe“ und beim anderen: „Der Erziehungsnotstand“ oder auch: „Kinder brauchen feste Regeln“ und Ähnliches. Diese Art von Büchern entspringen anscheinend der Feststellung der Autoren, dass viele Kinder heutzutage einfach nicht mehr „erzogen“ sind. Auch bei Gesprächen mit Eltern, die ich treffe, taucht immer wieder die Frage auf: „Wie erziehe ich denn mein Kind richtig?“ Eltern sind verunsichert - bis dahin, dass manche gar nicht mehr erziehen und sich einfach irgendwie „durchzuwursteln“ suchen.

Für mich ist diese Verunsicherung durchaus nachvollziehbar. Früher erzog man so, wie man selbst erzogen wurde. Es war auch mehr oder weniger klar, welche „Tugenden“ erzogen werden sollten: Anstand, Umgangsformen, Fleiß, Pflichterfüllung, Gehorsam und so weiter - all das, was man heute mit „preußischen“ Tugenden bezeichnet. Dann kam die große 68-er Wende. Antiautoritäre Erziehung war in, antiautoritäre Kinderläden kamen auf, Selbstbestimmung der Kinder war angesagt. Ein oft erzählter Witz spiegelt sehr deutlich die damalige Prägung wieder: Das Kind im Kindergarten fragt die Erzieherin: „**Müssen** wir heute wieder das spielen, was wir wollen?“

Der Witz zeigt auch, dass die Kinder mit dieser radikal antiautoritären Erziehung im Grunde überfordert waren. Viele Kinder reagierten mit einem aggressiven Verhalten. Sie waren orientierungslos. Es fehlte ihnen die nötige Sicherheit. Das selbstgesteuerte und eigenverantwortliche Sozialverhalten, das man sich von dieser Art der Erziehung erhofft hatte, blieb aus. Aber wie sollte man nun erziehen? Die antiautoritäre Erziehung brachte nicht das gewünschte Ergebnis, die Rückkehr zum autoritären Stil wollte man, verständlicherweise, aber auch nicht. Was nun? Die Frage ist im Grunde bis heute offen. Man weiß, wie man nicht erziehen will, hat aber keine positiven Vorbilder.

Nun sollen in diesem Artikel keine Erziehungs-

Patentrezepte vermittelt werden, das kann so ein Artikel gar nicht leisten. Aber ich möchte versuchen, einige Grundlinien aufzuzeigen, die mir für die Erziehung wichtig sind. Manches ist auch entstanden aus den Beobachtungen, die wir bei manchen jungen Leuten gemacht haben, die bei uns im Anker-Jahresteam sind. Denn sie geben ja in gewisser Weise - nicht nur, aber mindestens zu einem Teil - ein Spiegelbild ihrer Erziehung wieder.

Erziehen mit zwei Händen

Unübertroffen für die Erziehung ist für mich der Grundsatz des Pädagogen René A. Spitz, der sagte: Man muss erziehen mit beiden Händen. Die eine Hand muss das Kind liebend annehmen und die andere Hand muss Widerstand entgegensetzen. Nur so kann Erziehung gelingen.

Erich Fromm sagt in seinem Buch: „Die Kunst des Liebens“ etwas ganz Ähnliches. Er sagt, dass ein Kind Mutterliebe und Vaterliebe braucht. Mit „Mutterliebe“ (wobei diese nicht nur von der Mutter zu kommen braucht) bezeichnet er die Liebe, die das Kind liebt und annimmt um seiner selbst willen - einfach weil es da ist - ohne Bedingungen. Die Vaterliebe (die, wie gesagt auch von der Mutter kommen kann) meint, dass das Kind gelobt und geliebt wird, weil es etwas gut gemacht hat - also eine Liebe, die mit der Leistung zusammenhängt, die das Kind bringt. Bei vielen Menschen ist die „Vaterliebe“ überbetont und die „Mutterliebe“ vernachlässigt worden, deswegen hat diese „Vaterliebe“ vielfach einen schlechten Ruf. Trotzdem muss man sagen, dass auch die „Vaterliebe“ für die Erziehung des Kindes sehr wichtig ist, weil nur so ein lebensstüchtiger Mensch aus ihm wird.

Das Kind liebend annehmen

Viele Eltern werden sagen, dass sie ihr Kind lieben. Bringen sie es auch zum Ausdruck? Oft wird das Kind gelobt, weil es etwas toll gemacht hat. Sagen wir ihm ab und zu einfach auch einmal, dass wir froh sind, dass wir es

haben? Dass es schön ist, dass es da ist? Natürlich erfährt das Kind auch, dass es angenommen und geliebt ist, wenn es berührt wird, gestreichelt, wenn man zärtlich mit ihm umgeht, es wichtig nimmt, es respektiert, es nicht überfährt, ihm zuhört, es ernst nimmt und was alles dazu gehört.

Zum Annehmen des Kindes gehört auch, dass wir unsere Idealbilder, die wir uns unbewusst von unseren Kindern machen, aufgeben. Ich würde einmal behaupten, dass jeder ein Bild im Hinterkopf hat, wie er oder sie sich sein oder ihr Kind wünscht. Wichtig ist es, sich diese Tatsache erst einmal bewusst zu machen und dann zu überlegen: Passt dieses Bild zu meinem Kind oder versuche ich es in ein Bild hineinzudrängen, das ihm gar nicht entspricht? Oder bin ich immer wieder über mein Kind enttäuscht (und lehne es unterschwellig ab), weil es so gar nicht meinem Wunschbild entspricht?

Ich fragte einmal eine junge Frau bei uns im Wörnersberger Anker, was sie denn aus ihrem Leben machen wolle. Sie setzte ein irgendwie undefinierbares Grinsen auf und sagte: „Da musst du meine Mutter fragen. Meine Mutter kann dir das ganz genau sagen.“ Die Mutter weiß, was aus dem Leben der Tochter werden soll. Die Mutter weiß, was für sie gut ist (oder meint es zu wissen) und stellt entsprechende Weichen. Diesen Hintergrund habe ich erstaunlich oft bei jungen Menschen entdeckt - und gerade bei solchen, bei denen sich die Eltern mit der Erziehung große Mühe gegeben haben. Das Ergebnis solch einer Erziehung ist aber, dass diese jungen Menschen kein Selbstbewusstsein, kein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln konnten. Die Mutter (oder der Vater) wissen doch besser, was für sie gut ist. Sie selbst wissen es - als logische Konsequenz - demzufolge weniger gut. Sie fühlen sich weniger kompetent - und das untergräbt ganz subtil ihr Selbstbewusstsein, ohne dass die Eltern das so wollten.

Widerstand entgegensetzen

„Kinder brauchen Grenzen“ - ein heute viel gehörter Ruf. Ich kann diesem Ruf nur zustimmen. Grenzen - und das heißt auch klare Regeln - bedeuten für das Kind Sicherheit und Schutz. Kleine Kinder können ihre Gefühle noch nicht steuern und „wissen“ das instinktiv. Deshalb fühlen sie sich nur sicher und geborgen, wenn sie das Gefühl

haben: Da ist jemand, der auf mich aufpasst und mir Grenzen setzt, wo es gefährlich für mich wird. So kann ein Kind mit großem Vertrauen aufwachsen. Die Aggressivität der 68-er Kinderladenkinder deute ich so: Es war der Versuch, endlich eine Grenze zu erleben und so zu spüren, dass da tatsächlich jemand ist, der mich schützt und mich nicht ins Verderben rennen lässt.

Natürlich müssen die Grenzen begründet sein. Man muss dem Kind erklären (sofern es alt genug ist, es zu verstehen), warum eine bestimmte Sache nicht geht. Es soll ja zur Einsicht erzogen werden, auch zur Rücksichtnahme. Denn es ist ja so, dass kindliche Wünsche und die Bedürfnisse der Eltern immer wieder aufeinanderprallen. Zum Beispiel möchte das Kind abends noch länger aufbleiben und die Eltern möchten gern „Feierabend“ haben. Wenn jetzt immer nur den kindlichen Wünschen nachgegeben wird, wird der Freiraum für die Eltern immer kleiner, ihre Bedürfnisse kommen immer mehr zu kurz. Ich habe oft erlebt, dass speziell Mütter bei solchen Konstellationen sehr aggressiv werden (für mich verständlich, da ihre eigenen Lebensmöglichkeiten zu sehr beschränkt werden). Ziel ist, einen guten Ausgleich zu finden, zwischen den Bedürfnissen der Kinder und denen der Eltern - und das heißt in bestimmten Fällen eben, Widerstand entgegensetzen. Es heißt, Grenzen zu ziehen, auch einmal konsequent Nein zu sagen. Profitieren tun davon Eltern und Kinder: Die Eltern haben das Empfinden, dass sie auch noch zu ihrem Recht kommen und sind so wesentlich ausgeglichener. Die Kinder lernen soziales Verhalten und Rücksichtnahme.

Wer seinen Kindern keine Grenzen setzt, bereitet sie schlecht auf das Leben vor. Denn das Leben wird ihnen - schon in der Schule und noch vielmehr als Erwachsenen - Grenzen setzen. Es wird, vor allem wenn die Kinder ins Berufsleben eintreten, nicht groß nach ihren Bedürfnissen gefragt, sondern es wird gefragt, ob sie an ihrer Arbeitsstelle das bringen, was verlangt wird. Kindern Grenzen zu setzen, ihnen altersentsprechende Frustrationen zuzumuten, sie selbst Schwierigkeiten meistern zu lassen, heißt, sie für das Leben „draußen“, außerhalb der Familie, vorzubereiten.

Familienkonferenz

Wie kann eine solche Erziehung praktisch aussehen? In den siebziger Jahren erschien von Thomas Gordon das Buch „Familienkonferenz“ - inzwischen ein Klassiker der Erziehungsliteratur (es gibt auch spezielle Kurse dafür). Das Prinzip dieser Erziehungsmethode ist - etwas sehr vereinfacht dargestellt: Dinge mit den Kindern auszuhandeln. Es gilt also, nicht einfach über sie zu bestimmen, sondern sie zu hören und mitbestimmen zu lassen. Als Beispiel - nicht einfach zu sagen: „Ehe du rausgehst, werden zuerst die Hausaufgaben gemacht,“ sondern zu fragen: „Wann willst du deine Hausaufgaben machen?“ Vielleicht sagt das Kind dann, wie unsere Tochter damals: „Um sechs Uhr“. Dann sage ich als Mutter: „Das ist zu spät. Da bist du viel zu müde und schaffst es vielleicht auch nicht bis zum Abendessen.“ Wir einigen uns schließlich auf 16 Uhr, womit sie einverstanden ist. So ist ihrem Bedürfnis Rechnung getragen, sich erst einmal „auszutoben“ und von der Schule zu erholen, aber eben andererseits auch einen Zeitpunkt zu finden, zu dem die Hausaufgaben noch gut gemacht werden können.

Das gleiche Verfahren haben wir angewendet, als es darum ging, wie lange unsere Tochter abends bei einer Party bleiben durfte. „Wann kommst du nach Hause?“ „Um 2 Uhr.“ „Das ist uns zu spät. Wir würden sagen 23 Uhr.“ „Aber da ist die Party doch erst gerade richtig im Gange!“ Schließlich einigen wir uns auf 24 Uhr. Und wir haben es immer wieder erlebt, dass unsere Tochter - zu meinem eigenen Erstaunen, muss ich gestehen - eine Minute vor der ausgemachten Zeit mit ihrem Mofa um die Ecke gebräust kam.

Auch wenn ich jetzt Beispiele für ältere Kinder gewählt habe: die Methode kann man auch schon bei kleineren Kindern anwenden, immer mit dem Blick darauf, was sie von ihrem Alter her schon entscheiden können und was nicht. So kann man ein zweijähriges Kind natürlich nicht mitten im Winter das T-Shirt mit der Tigerente anziehen lassen, aber ein 6-jähriges Kind ist sehr wohl in der Lage mitzureden, was es anziehen will.

Dieses Erziehungskonzept hat für mich mehrere Vorteile:
- Zum einen ist die Chance wesentlich größer,

dass Kinder sich an das halten, was ausgemacht wurde, wenn sie selbst mitentschieden haben. Versprochen ist versprochen (vorausgesetzt, auch Eltern halten sich an die Versprechen, die sie gemacht haben!).

- Zum anderen merken die Kinder: sie werden ernstgenommen, sie werden wertgeschätzt. Denn jemand um seine Meinung zu fragen, ist ein Zeichen der Wertschätzung - ihn nicht einfach zu überfahren, auch ein Kind nicht.
- Zum dritten lernen sie, die Sicht eines anderen (in dem Fall der Eltern) in einer Sache mitzubedenken und mit zu beachten. Sie erfahren, wie die Eltern eine Sache sehen, was es für sie zum Beispiel bedeutet, wenn das Kind erst um 2 Uhr nachts nach Hause kommen will.

Denn das ist für mich ein sehr wesentliches Ziel in der Erziehung: dass ein Kind lernt, auch vom anderen her zu denken und nicht nur von sich selbst. Ein gedeihliches Zusammenleben unter Menschen ist ja nur möglich, wenn ich bei all meinem Handeln mitbedenke, was mein Verhalten für den anderen heißt, ob es ihm gut tut oder ihn verletzt, vielleicht sogar Schaden zufügt. Was es zum Beispiel für eine Mutter heißt, wenn ausgemacht war, dass man zusammen zu Abend isst, sie ein schönes Essen kocht und dann jeder in der Familie kommt, wann es ihm gerade einfällt.

Brauchen Kinder Strafen?

Was ist, wenn sich Kinder nicht an die Vereinbarungen halten? Wenn sie Abmachungen nicht einhalten? Soll man sie strafen? Und wenn ja, wie? Taschengeld-Entzug? Hausarrest?

Wir haben bei unseren Kindern versucht, sie die Konsequenzen ihres Verhaltens tragen zu lassen. Also wenn sich zum Beispiel das abendliche Zu-Bett-Gehen zu lange hingezogen hat, gab es eben keine Gute-Nacht-Geschichte mehr. Die Kinder hatten ihre festen Zu-Bett-geh-Zeiten (was - wie ich erstaunt feststelle - heute wieder „in“ ist, da man fest gestellt hat, dass bestimmte Ordnungen Kindern Sicherheit geben) und das hieß für mich, zu einer bestimmten Zeit hatte auch ich meine wohlverdiente Ruhe. Wenn die Kinder mit aufräumen, ausziehen, waschen und Zähne putzen zu lange trödelten, dann blieb halt keine Zeit mehr für die Geschichte,

denn dann war die Zeit erreicht, wo mein „Feierabend“ anfang. Natürlich habe ich da nicht auf die Minute geschaut, aber wenn die Trödelei zu lang war, habe ich schon diese Konsequenz gezogen.

Ich denke, diese Möglichkeit, die Kinder - anstelle sie zu bestrafen - die Konsequenz tragen zu lassen (was für sie sicher oft auch wie Strafe aussieht) gibt es bei vielen Dingen. Ich persönlich habe nie viel von Strafen gehalten, die mit der Sache an sich nichts zu tun hatten (was bei Hausarrest und Taschengeld-Entzug oft der Fall ist). Noch weniger halte ich von Drohungen wie: „Wenn du nicht sofort, dann“ Denn meistens werden diese Drohungen dann doch nicht wahrgemacht und verlieren völlig ihre Wirkung.

Kinder merken ganz genau, wie ernst etwas gemeint ist. Sie merken, wenn ich sage: „Jetzt ist aber Schluss“, ob ich das auch so meine und gewillt bin es durchzusetzen oder ob ich denke: „Sie werden ja doch nicht folgen“. Wenn die Kinder meine Ernsthaftigkeit spüren, werden sie (nach vielleicht zwei, drei Versuchen dagegenzuhalten) tun, was ich sage. Vor langen Jahren kam einmal ein Ehepaar zu uns, das völlig erschöpft war, weil ihre Kinder sie von morgens sechs Uhr bis abends zehn Uhr auf Trapp hielten. Wir empfahlen ihnen, darauf zu bestehen, dass die Kinder um acht Uhr im Bett waren und sie auch dafür zu segnen. Nach ein paar Wochen berichteten sie freudestrahlend, dass das auf Anhieb geklappt habe und ihre Kinder jetzt um acht Uhr im Bett seien. Ich denke, da hat beides gewirkt, der Segen Gottes und ihre eigene Entschlossenheit.

Kinder brauchen Aufgaben

Viele Kinder wachsen heute in einer mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Stadtwohnung auf. Da gibt es für sie nicht mehr viel zu tun. Außerdem geht es ja viel schneller, wenn die Mutter oder der Vater die Dinge selbst machen. Das entzieht Kindern aber viele Lernmöglichkeiten.

Zum einen stellen wir bei den jungen Leuten bei uns im Anker fest, das fast niemand mehr die Fähigkeiten mitbringt, die man zur praktischen Alltagsbewältigung braucht. Sie wissen nicht, wie man ein Zimmer nass putzt oder Wäsche sortiert, geschweige denn, wie

man bügelt oder kocht. In einer Zeitschrift wurde vor einiger Zeit schon der Ernährungsnotstand in Deutschland ausgerufen, weil junge Leute mangels Kochkenntnissen sich nur noch von Fast-Food ernährten. Das ist die praktische Seite.

Es gibt aber auch noch eine persönlichkeitsbildende Seite. Wenn Kinder in der Familie keine Aufgaben bekommen, bekommen sie auch nicht das Gefühl, ein nützliches Glied in der Gesellschaft zu sein. Auch das nagt an ihrem Selbstwertgefühl. Denn neben dem, dass ich mich geliebt und gewollt fühle, baut mein Selbstwertgefühl auch darauf auf, dass ich einen wichtigen Beitrag in dieser Welt leisten kann - und dieses Gefühl beginnt in der Familie. In der Familie sind viele Kinder nur die, die profitieren, für die gesorgt wird. Aber sie lernen nicht, dass zu einem gesunden Sozialverhalten auch das Sorgen für andere gehört. Viele wundern sich, dass Jugendliche oft so egoistisch sind. Doch oft hat man ihnen einfach nicht die Möglichkeit gegeben, ein anderes Verhalten zu entwickeln.

Deshalb halte ich es für außerordentlich wichtig, dass Kinder in der Familie Aufgaben übernehmen - und die gibt es bei gutem Willen auch in einem „vollautomatisierten“ Stadthaushalt. Natürlich dauert es meistens länger und kostet (mindestens am Anfang) mehr Mühe, als wenn ich die Sache selbst schnell erledigen würde. Denn - das weiß man ja auch - die Kinder tun ihre „Ämter“ in der Regel nicht mit großer Begeisterung. Man muss immer wieder kontrollieren, sie ermahnen, durchsetzen, dass sie ihre übernommenen Pflichten erfüllen. Das ist anstrengend und mühselig - doch schon oft habe ich erlebt, dass Kinder später ihren Eltern genau für diese Mühsal sehr dankbar sind.

Für mich gab es ein Schlüsselerlebnis, das mich darin bestärkt hat, meinen Kindern Aufgaben zu übertragen. Es ist ungefähr 15 Jahre her, dass eine junge Frau aus dem Jahresteam zu mir kam und sich bitter über ihre Eltern beklagte. Was war der Grund ihrer Klage? „Meine Eltern haben mir alles abgenommen und mich nichts selbst tun lassen. Und nun stehe ich dumm da und kann gar nichts, was die andern alle können“ (also putzen, kochen usw.). Damals dachte ich: Diese Klage will ich einmal nicht von meinen Kindern hören und von da ab mussten sie ihre

Zimmer selbst putzen. Heute würde diese junge Frau wahrscheinlich nicht mehr so klagen, weil die anderen heute genau so wenig können - nur: ein Mangel für ihre praktische Lebensbewältigung, für ihr soziales Verhalten und für den Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühles ist es trotzdem.

Perfekte Eltern?

Vielleicht kommt dem einen oder anderen beim Lesen dieses Artikels die altbekannte Angst auf: Ich kann ja soviel falsch machen! Mir ist der Satz unvergesslich, den einmal eine reife Frau uns - einer Gruppe von jungen Müttern - sagte: „Seid doch froh, wenn ihr Fehler in der Erziehung macht. Wie sollen sich sonst eure Kinder einmal von euch ablösen?“ Zu meinem Erstaunen fand ich ähnliche Gedanken vor kurzem in der Zeitschrift „FAMILY“. Dr. Ulrich Giesekus, ein klinischer Psychologe, führte dort aus: Es sei leider so, dass „sehr gute“ Eltern nicht unbedingt hilfreich seien für ihre Kinder - aus zwei Gründen:

- Erstens hätten diese Kinder es außerordentlich schwer, sich abzulösen, denn diesen „wunderbaren“ Eltern, die sich so für sie aufgeopfert haben, seien sie ja zu ewigem Dank verpflichtet - das würden Kinder sehr wohl spüren.

- Zweitens seien diese Kinder nicht besonders gut an die Umwelt angepasst (auf das Leben vorbereitet), denn solche „wunderbaren“ Menschen wie ihre Eltern würden sie wohl später kaum wieder kennen lernen, weder als Ehepartner, noch als Arbeitskollegen oder als Freunde.

Und letztlich gilt für die Erziehung das Gleiche wie für das ganze Christenleben: Wir leben von der Vergebung. Wir leben von der Hoffnung und der Zuversicht, das Gott auch auf manchen „krummen Linien gerade schreibt“. Unser Glaube spielt auch bei der Erziehung unserer Kinder eine wichtige Rolle.

Kindern den Glauben nahe bringen

Kann man Kinder zum Glauben erziehen? Diese Frage kann man eigentlich nur mit einem Nein und einem Ja beantworten. Dass ein Mensch als Jugendlicher oder Erwachsener zu einem eigenständigen selbstständigen Glauben kommt, eine eigene Beziehung zu Gott entwickelt - das ist Geschenk und Gnade Gottes, dem Menschen unverfügbar. Das

bewirkt der Heilige Geist.

Aber andererseits kann man sagen, damit jemand zum Glauben kommt, muss er ja erst einmal Gott kennen lernen, etwas von diesem Gott wissen, sehen wie man mit diesem Gott leben kann. Und an der Stelle können wir als Eltern durchaus etwas tun. Das heißt als erstes natürlich, dass wir unseren Kindern von Gott erzählen, ihnen biblische Geschichten erzählen, die Fragen beantworten, die das Kind stellt, mit ihm beten, mit ihm Feste feiern.

Doch wesentlicher als all das, was wir unseren Kindern erzählen, wird sein, wie wir als Eltern selbst unseren Glauben leben. Bloße Worte, die nicht gedeckt sind, bewirken wenig. Wenn wir zum Beispiel unserem Kind erzählen, dass man diesem Gott vertrauen kann und dass er es gut mit uns meint und wir uns dann ständig Sorgen machen, wie dieses wohl werden wird oder ob jenes wohl gut geht - dann bekommt das Kind den Eindruck, dass Glauben nur Worte sind, die nicht viel bewirken.

Wir in unserer Familie - als Hauptamtliche, wo der Dienst für Gott das tägliche Brot ist - haben uns auch immer bemüht, nicht über den Dienst zu klagen, wie zum Beispiel: „Oh, jetzt muss ich heute Abend schon wieder fort!“ Denn die Botschaft an die Kinder wäre gewesen: der Dienst für Gott ist eine mühselige, beklagenswerte Sache - und das soll attraktiv sein? Da könnten wir x-mal erzählen, dass wir eine „frohe“ Botschaft zu verkünden haben, „glaub“-würdig für die Kinder wäre das nicht gewesen.

Natürlich ist das auch bei uns vorgekommen, dass wir manchmal keine Lust hatten. Aber dann kann man das ja auch so sagen: „Heute Abend bin ich eigentlich müde und wäre froh zu Hause bleiben zu können. Aber das gehört halt auch einmal dazu.“ Im Ganzen sollte aber dann schon durchkommen, dass wir im Grunde unseren Dienst gern machen - schließlich haben wir uns ja selbst dafür entschieden und niemand hat uns gezwungen. Unsere Kinder haben das offenbar auch so erlebt. Als sie schon über 20 Jahre alt waren sagen sie einmal: „Wir haben ja schon oft andere Kinder beneidet, wo die Eltern viel mehr Zeit hatten und viel mit ihren Kindern unternommen haben. Aber wenn wir es heute sehen: Die Eltern unserer Freunde sind ja teilweise soo spießig - aber bei uns ist es immer interessant

und ist immer was los.“

Aus diesem Grunde halte ich auch die Frage: „Soll man mit den Kindern eine Hausandacht machen?“ für nicht ganz so ausschlaggebend. Wer das gerne tut und Formen findet, bei denen die Kinder gern mitmachen - prima! Wo es aber eher zum „Krampf“ wird, da würde ich es in aller Freiheit lassen. Ich denke, dass es für den Glauben unserer Kinder wesentlicher ist, wie wir selbst unseren Glauben im Alltag leben. Ob unser Alltag von Liebe, gegenseitiger Achtung, Lebensbejahung, Vertrauen, Vergebung und Versöhnung geprägt ist. Ob sie bei uns sehen, dass wir als Erwachsene auch Schwächen haben, Fehler machen, aber dass wir dann auch dazu stehen und um Vergebung bitten - bei Gott und den Menschen - und bei den Kindern! Die Atmosphäre, die bei uns zu Hause herrscht wird viel mehr bewirken als alle Worte.

Und doch bleibt bestehen: Dass ein Kind als Jugendlicher oder Erwachsener zum eigenen Glauben findet ist Geschenk und Gnade Gottes. Über bestimmte Phasen können wir unsere Kinder vielleicht auch nur noch im Gebet begleiten und vielleicht gar nicht mehr viel tun und sagen. Mir ist noch gut der Satz meines Mannes im Ohr, den er oft sagte, als unsere Kinder in der Pubertät waren und man nicht mehr dazusehen konnte, wo sie überall hingiereten: „Man muss die Engel Gottes mitschicken!“

Vertrauen ist vielleicht der wichtigste Faktor in der Erziehung überhaupt. Vertrauen in Gott, dass er seine Engel mitschickt. Vertrauen aber auch in die Kinder, dass das Fundament, das wir ihnen mitgegeben haben, tragen wird. Dass sie irgendwann ihren Weg machen werden. Dass sie irgendwann selbst wissen, was für sie gut ist und was nicht. Ich habe das immer wieder erlebt, dass Jugendliche zwar einiges ausprobieren, aber dann auch irgendwann merken: Das ist nicht gut für mich und dann Dinge, die nicht gut für sie sind, wieder lassen.

Ich denke, das ist vielleicht etwas vom Besten, was wir unseren Kindern mitgeben können: Uns nicht von der Angst, was wohl einmal aus ihnen wird, bestimmen zu lassen und nicht zu ängstlich um unsere Kinder besorgt zu sein, sondern das Vertrauen zu haben und dieses Vertrauen auch in die Kinder „hineinzupflanzen“, dass wir sie für fähig

halten, dass sie ihr Leben meistern werden.

Ulla Schaible, leitete bis 2004 zusammen mit ihrem Mann den Wörnersberger – Anker. Heute lebt sie in D-74343 Sachsenheim als Beraterin und Buchautorin.